

Marie Monville mit Cindy Lambert

Gottes
Gnade
trägt

Die Witwe eines Amokläufers
erzählt ihre Geschichte

Aus dem amerikanischen Englisch
von Herta Martinache

SCM
Hänsler

Inhalt

Vorwort: Das Geheimnis	9
Teil 1 Einbruch der Dunkelheit	13
1. Der Anruf	15
2. Die Invasion	25
3. Die Schwelle	39
Teil 2 Visionen in der Nacht	55
4. Die Tochter des Milchfahrers	57
5. Das Versprechen	73
6. Die Leinwand	89
7. Das Mosaik	111
8. Der heilige Tausch	135
9. Warten	151
10. Die Mauer der Gnade	169
Teil 3 Das Licht der Morgendämmerung ...	181
11. Zu Hause	183
12. Der Bildteppich	195
13. Der Durchbruch	211
14. Der Gabenbaum	231
15. Flüstern und Rufen	247
16. Lachen	263
17. Der Korb	277

18. Die Frage	293
19. Sieben Kerzen	305
20. Frei werden	315
21. Vater des Lichts	333
Dank	341

Vorwort: Das Geheimnis

Ich möchte eine Liebesgeschichte erzählen.

Eigentlich könnte ich eine ganz andere Geschichte erzählen: Ich könnte über einen grauenhaften, vorsätzlichen Mord berichten und entsetzliche Taten beschreiben. Ich könnte Sie hinter die Kulissen, in den abgeschirmten privaten Bereich meiner Nachbarn, einer kleinen Amisch-Gemeinde, blicken lassen, die den schrecklichen Verlust ihrer Töchter, Enkelinnen, Nichten, Schwestern und Freundinnen beweinten. Ich könnte über die Geheimnisse spekulieren, die in den Abgründen eines aufgewühlten Herzens verborgen lagen. Ich könnte versuchen, Anhaltspunkte für die Zerrissenheit und das abwegige, verwirrte Denken des Mannes zu finden, den ich liebte, den ich zu kennen glaubte und der in einen fassungslosen Wahnsinn hineinschlitterte.

Immer wieder wurde ich gebeten, diese Geschichte zu erzählen. Doch das kann ich nicht.

Ich war nicht am Tatort. Ich wurde nicht in die Mordpläne eingeweiht. Ich will nicht die Privatsphäre meiner lieben Amisch-Nachbarn verletzen, die mir mit Güte und Liebe begegnet sind, als sie selbst zutiefst erschüttert waren. Ich wusste weder, dass Charlie, mein Mann, dunkle Geheimnisse hatte, noch, dass es Anhaltspunkte gab, nach denen ich hätte Ausschau halten können. Und ich kann ganz einfach nicht die Dunkelheit begreifen, die von Charlie Besitz ergriffen hatte.

Ich kann nur meine eigene Geschichte erzählen. Obwohl eine unsagbare Tragödie völlig unerwartet wie ein Unwetter über mich hereinbrach und mich in tiefste Finsternis stürzte, geht es in meiner Geschichte immer auch um das Wunder der Liebe.

Erst nach Jahren konnte ich mich aufraffen, diese Geschichte zu schreiben. Nicht, weil es mir die Sprache verschlagen hatte –

an Worten fehlte es mir nie. Aber bis vor Kurzem sah ich keinen *Grund*, meine Geschichte aufzuschreiben. Mir war nicht klar, warum sich jemand dafür interessieren könnte – außer meinen Angehörigen, engsten Freunden und ein paar kirchlichen Gruppen vor Ort, die immer noch versuchen, mit den Folgen der Tragödie klarzukommen.

Wenn Außenstehende etwas über den Amoklauf an der Amisch-Schule erfahren wollen, finden sie im Internet mehr, als ich selber weiß. Und abgesehen von diesem Blutbad, gibt es über mich nichts Besonderes zu berichten. Mein Leben war völlig unspektakulär, und danach, nach dem Amoklauf, habe ich versucht, den Medien möglichst aus dem Weg zu gehen. Wenn Berichte über »die Frau des Amokläufers« noch zwei, drei oder vier Jahre nach dem Ereignis Schlagzeilen machten, zuckte ich innerlich über diese Bezeichnung, die mir meinen Namen genommen hatte, zusammen und konnte kaum glauben, dass noch irgendjemand ein Interesse an der Frau im Hintergrund haben konnte.

Erst, als sich der 2. Oktober 2006, der Tag des Blutbads in der Amisch-Schule von Nickel Mines, zum fünften Mal jährte, wurde mir bewusst, wie wichtig es ist, mit meiner Geschichte an die Öffentlichkeit zu gehen. Anstatt allmählich in Vergessenheit zu geraten, stand meine Familie wieder im Mittelpunkt des Interesses, und ich erhielt erneut Einladungen, von damals zu erzählen. Man stellte mir Fragen zu Einzelheiten des Geschehens bis hin zu den Gründen, wie ich aus einer solchen Tragödie fröhlich und heil hervorgehen konnte: Wie ich nach Charlies abscheulichen Taten fähig war, einem Mann nochmals so zu vertrauen, dass ich wieder heiraten konnte? Woher nahm ich die Kraft, meine alte Familie mit einer neuen zu vereinen? Wie hatte mein Glaube eine solch entsetzliche Prüfung überlebt? Wie hatte die Tragödie mich verändert?

Zum ersten Mal verstand ich, dass das Interesse an meiner Geschichte nicht wirklich mir persönlich galt, sondern dem Umgang

mit Verlust, Leid, Schwierigkeiten oder Unverständlichem. Auch im Leben meiner Zuhörer gab es unerwartete Stürme und Dunkelheit. In meiner Geschichte suchten sie nach dem Geheimnis, das ihnen helfen konnte, sich in ihrer eigenen Finsternis zurechtzufinden.

Sie sehnten sich nach einer Geschichte der Hoffnung. Was sie von meinem Erleben wussten, war so abscheulich, so unfassbar schockierend und erschütternd, dass sie unbedingt verstehen wollten, wie ich weiteratmen, geschweige denn weiterleben oder gar wieder lieben konnte.

Das war eine Geschichte, die ich erzählen konnte, nicht, weil ich so außergewöhnlich bin, sondern, weil das Geheimnis, weiterzuleben – ja, das Leben zu umarmen, zu lachen, zu singen und zu lieben, auch wenn die äußeren Umstände einen für immer in die Dunkelheit hinabziehen wollen –, etwas so Außergewöhnliches ist, dass ich andere daran teilhaben lassen musste. In meinen dunkelsten Augenblicken erhielt ich ein wertvolles Geschenk, und das will ich nicht für mich behalten.

Sobald ich wusste, warum ich meine Geschichte erzählen sollte, formten sich die Gedanken dazu, die ich weitergeben möchte.

Ich werde Sie nicht länger auf die Folter spannen. Ich sage Ihnen das Geheimnis, noch bevor Sie umblättern. Es lautet:

Ihr Leben ist keine Tragödie, auch wenn Ihre Lebensumstände noch so tragisch sind. Es ist eine Liebesgeschichte. Und wenn Sie glauben, dass in Ihrer Liebesgeschichte alle Lichter erloschen sind: Ein Licht scheint immer noch.

Tauchen Sie mit hinein in diese Geschichte, und ich zeige ich Ihnen, wie Sie dieses Licht entdecken.

Der Durchbruch

Es klopfte an der Tür, und ich zuckte zusammen. Ich ärgerte mich, dass ich so schreckhaft war, ließ die Kinder beim Frühstück in der Küche und schaute durch die Glastür.

Eine Frau in Freizeitkleidung, etwas älter als ich, stand auf der Terrasse. Sie sah nicht wie eine Reporterin aus. Ich öffnete die Tür einen Spalt.

»Sind Sie Marie Roberts?«, fragte die Frau.

Kein höflicher Gruß. Ich wurde etwas stutzig. »Ja«, antwortete ich.

»Ich habe nur selber vorbeikommen wollen und fragen, ob es stimmt, was gesagt wird, nämlich, dass Sie wirklich *nichts* davon gewusst haben, dass Ihr Mann geplant hat, diese Mädchen umzubringen.«

Das war es. Ich hatte gefürchtet, dass genau das die Leute über mich dachten. *Eine Lügnerin, die ihre Mitschuld vertuscht, oder eine Idiotin, die blind für das Offensichtliche gewesen ist.* Bis jetzt hatte mich noch nie jemand direkt darauf angesprochen.

Ich trat auf die Terrasse und schloss die Tür hinter mir, in der Hoffnung, dass das Gespräch nicht lange dauern würde. Ich war dabei, die Kinder für die Schule fertig zu machen, und hatte nicht viel Zeit für eine Unterhaltung.

»Ich habe es nicht gewusst.« Ich kam mir vor wie ein Mädchen, das ins Büro des Direktors gerufen wird und eine Mogelei erklären soll, von der es nichts weiß. »Ich hatte überhaupt keine Ahnung.«

»Wie ist das *möglich*?« Ihre Stimme, die bisher so geklungen hatte, als würde sie ein Verhör führen, hörte sich jetzt flehentlich an, nicht wirklich wie eine Frage, sondern eher wie der verzweifelte Versuch, das Unfassbare zu begreifen. »Es muss doch irgendwelche Hinweise gegeben haben!«

»Nein«, sagte ich. »Nicht an einem einzigen Tag in seinem Leben war Charlie gewalttätig. Kein Zorn, keine Drohungen. Ich habe nichts gewusst, bis ich an jenem Morgen den Anruf von der Schule bekommen habe.«

Sie starrte mir in die Augen, also, wolle sie mir in die Seele schauen. Ich konnte sehen, wie sie sich inständig bemühte, das Unverständliche zu verstehen. Dieses Gefühl kannte ich. Im Spiegel hatte der gleiche Blick auf mich zurückgestarrt.

»Gut«, meinte sie unvermittelt. »Das habe ich wissen wollen.« Sie drehte sich um, ging die Treppe hinunter, stieg in ihr Auto und fuhr davon. Ihren Namen habe ich nie erfahren, und ich habe sie auch nie wiedergesehen. Doch das war nicht nötig. Für mich war sie die misstrauische Öffentlichkeit, die ich in jedem Geschäft, in jeder Tankstelle, in jeder Bank und auf jedem Schulhof vermutete, die mir anklagende Blicke zuwarf und geringschätzig über mich tuschelte. Sie war der Grund, weshalb ich mich verstecken wollte.



Ein paar Tage später, als ich mit den Kindern von der Schule zurückkam, hatte Dan Monville eine zweite Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen – neben den zahlreichen anderen. Sie enthielt mehr oder weniger die gleichen Informationen wie die erste. Doch dieses Mal berichtete er, dass er meiner Tante gesagt

hatte, dass ich ihn nicht zurückgerufen hatte. Er hatte sie deshalb gefragt, ob nicht sie die Sachen, die er mir zukommen lassen wollte, bei mir abgeben könnte, da sie ihren Bruder (meinen Großvater, der neben mir wohnte) oft besuchte. Doch, wie er in seiner Nachricht erklärte, hatte sie abgelehnt, da ich wahrscheinlich sehr beschäftigt sei, und ihm gesagt, er solle mich noch einmal anrufen.

Dieses Mal verdrehte ich genervt die Augen, als ich die Nachricht löschte. Es stimmte, ich war sehr beschäftigt, und ich wünschte keinen Besuch. Zurzeit vertraute ich nur den Menschen, die ich bereits vor dem Amoklauf gekannt hatte. Ich wollte mir den Stress, den Neues mit sich bringt, ersparen. Ich bekam Schuldgefühle und kam mir unhöflich vor, weil ich nicht zurückrief, aber ich hatte einfach keine Kraft für solche Dinge.



Der Versuch, wieder ins »normale« Leben zurückzufinden, war mehr als anstrengend.

Die Heilung brauchte Zeit und war kräftezehrend. Nicht nur ich, sondern alle, die von diesem Ereignis betroffen waren, brauchten sehr viel Zeit, um das zu verarbeiten, was Charlie innerhalb weniger Minuten angerichtet hatte.

Ich tat, was ich für das Beste hielt: Ich suchte bei Gott Trost, bat um seinen Schutz vor den Lügen des Feindes, wiederholte immer wieder, was Gott bisher für mich getan hatte, und sang Loblieder, auch wenn mir nicht danach zumute war.

Eines Morgens, als ich vor der aufgeschlagenen Bibel saß, wurde mir bewusst, dass ich mich vor allem, was vor mir lag, fürchtete, ja, dass ich fast resigniert hatte.

Ich sehnte mich nach Frieden. Deshalb vertiefte ich mich in die Psalmen, bevor ich mich an die Aufgaben des Tages machte. In den Versen, die ich dort las, forderte Gott mich zu einem großen Schritt nach vorne auf.

Lobt den Herrn, weil er meinen Hilferuf erhört hat.

Ich betete: *Mein Gott, ich weiß, dass du alleine alle meine Hilferufe gehört hast.*

Der Herr ist meine Stärke und beschützt mich. Ich habe von ganzem Herzen auf ihn vertraut und er hat mir geholfen. Darum freue ich mich und danke ihm mit meinem Lied. Der Herr beschützt sein Volk und rettet seinen gesalbten König. Rette dein Volk und segne Israel, das dir allein gehört! Führe es wie ein Hirte und trage es allezeit auf deinen Armen.

(Psalm 28,7-9)

Das habe ich getan. Ich habe ihm vertraut und geglaubt, dass er meine Stärke ist und mich beschützt. Ich habe großartige Momente übernatürlicher Freude erlebt – Gott hat sein Wort gehalten! Doch Gott wusste auch, dass dieser Friede hin und wieder verfliegt und ich erschöpft und mutlos werde. *Führe mich wie ein Hirte, Herr. Trage mich allezeit auf deinen Armen.*

Du hast meine Trauer in einen Tanz voller Freude verwandelt. Du hast mir die Trauergewänder ausgezogen und mir Freude geschenkt, damit ich dich preise und nicht schweige. Herr, mein Gott, für immer will ich dir danken!

(Psalm 30,12-13)

Ich konnte kaum glauben, wie schön für mich die Zusage Gottes in diesen Versen klang: Er wird mir die Trauergewänder ausziehen und mir Freude schenken.

Ich spürte, wie Gott mich sanft ermutigte, daran zu denken – nein, wieder daran zu denken –, dass jeder Teil meines Lebens

mit der versprochenen Freude umgeben sein würde, anstatt mit erdrückender Furcht. Ich hatte nicht versagt, als ich mir wieder der Schwere meiner Situation bewusst geworden war. Doch wenn ich diese Schwere hinter mir lassen wollte, musste ich zulassen, dass Gott die Umstände meines Lebens in die Zusagen verwandelte, die ich in seinem Wort las. Je mehr ich mich seinem Versprechen fügte, umso mehr würde die Schwere von mir weichen und durch Gottes Frieden und Freude ersetzt werden.

Ich dachte über meine Lebensumstände nach: Ich hatte drei wunderbare Kinder auf der Erde und zwei andere im Himmel. Und ich hatte meinen Mann verloren. Schreckliche Dinge geschehen tatsächlich. Tragödien schlagen unerwartet zu. Und doch gibt es inmitten dieser schrecklichen Dinge Freude.

Gott forderte mich nicht auf, die harte Wirklichkeit zu vergessen, sondern, das Leben so anzunehmen, wie es war, und Freude daran zu haben!

Daran soll ich Freude haben?, fragte ich ehrfürchtig, nicht ironisch. So schockierend es klingen mag, seine Antwort lautete einfach: *Ja*. Während ich noch über seine Worte nachdachte, änderte sich mein Blickwinkel: *Er ist ein guter Vater, der seinen Kindern gute Gaben schenkt. Es scheint unglaublich, aber irgendwie hat er vor, mir Gutes zu geben. Mein Herz kann nicht fassen oder verstehen, was dazugehört oder dazu erforderlich ist, aber ich will, was Gott will. Hilf mir, mich an diesem Leben zu freuen, und zwar an allem, was dazugehört.*

Er forderte mich nicht auf, mich über die Umstände, die Tragödie, den Verlust und die Verwüstung zu freuen. Das alles machte auch ihn traurig. Auch ihm gefiel das nicht. Doch er rief mich auf, durch all das hindurchzuschauen und Freude an jedem Tag, an jeder Stunde, an jeder Minute meines Lebens zu haben.

Das erforderte ein Opfer mit ganzer Hingabe. An jenem Morgen ergriff ich seine Hand, schloss die Augen und sprang auf ihn zu. Ich wollte nicht sehen, über was ich alles sprang, auch nicht

wissen, ob ich es schaffe. Ich wusste, dass ich auf die andere Seite hinüberwechseln musste, wenn ich meinen Blickwinkel ändern wollte.

Ich will mich an meinem Leben freuen. Zeigst du mir, wie?



Die Kinder schienen sich gut an die Situation anzupassen. Keine Albträume, kein auffälliges Verhalten, womit ich laut Seelsorge-rinnen rechnen musste. Ich wusste, dass das nicht bedeutete, dass ihr Kummer vorüber war. Jedenfalls wollte ich alles tun, damit sie positive Erinnerungen an ihren Vater behielten.

Bryce hatte immer gerne etwas mit seinem Vater unternommen, mit ihm an verschiedenen Vorhaben gearbeitet und mit ihm im Garten gespielt, wenn das Wetter schön war. Viele Nachmittage verbrachten sie auch mit Fußballspielen. Dabei stürmte Bryce immer den Garten hinunter und versuchte, den Ball um seinen Papa herumzukicken und auf der anderen Seite ein Tor zu schießen. Wie jeder gute Vater tat Charlie oft so, als könne er mit der rasenden Geschwindigkeit von Bryce nicht mithalten. Bryce und Charlie klatschten einander nach jedem Tor ab und wechselten dann die Seiten, was bedeutete, dass jetzt Bryce versuchen musste, Charlies Schuss zu halten. Fast jedes Mal rannte Charlie auf ihn zu, und die Wucht seines Schusses richtete sich nach dem Können von Bryce. Mein Sohn gewann Selbstvertrauen und begeisterte sich immer mehr für das Spiel. Er konnte es jedes Mal kaum erwarten, bis er sich wieder mit seinem Papa messen durfte.

Ich war nicht Charlie. Ich war kein Fußballspieler! Doch ich tat mein Bestes und kickte an manchen Nachmittagen den Ball mit Bryce im Garten herum. Dann wurde mir klar, dass ich nicht etwas sein musste, was ich nicht war. Gott hatte dafür gesorgt, dass ich einen Bruder und einen Vater hatte, die liebend gern mit meinem Jungen tobten und Ball spielten.

Carsons lebhaftes Wesen und fröhliches Gemüt waren immer eine Freude für Charlie und mich gewesen. Eigentlich war es hauptsächlich Charlie, der spontan mit den Kindern spielte, während ich meistens mit den Aufgaben im Haushalt beschäftigt war.

Eines Morgens, als die beiden Großen in der Schule bzw. im Kindergarten waren, packte ich Carson, als er an mir vorbeirannte, warf ihn auf mein Bett und kitzelte ihn. »Rate mal, an was ich heute gedacht habe?«, fragte ich meinen kleinen, sich windenden Jungen. »Manchmal, wenn dein Papa und ich miteinander sprechen wollten, nur wir beide, dann sind Papa und ich in dieses Zimmer geschlichen und haben uns an dieser Stelle auf unser Bett gesetzt.« Unser Schlafzimmer, das neben dem Wohnzimmer lag, gab Charlie und mir die Möglichkeit, auf dem Bett zu sitzen und miteinander zu sprechen, während die Kinder spielten. Wir konnten sie sehen, waren aber trotzdem etwas ungestört.

»Aber *du*« – ich kitzelte ihn wieder – »du hast immer gerne Türen zugemacht. Wenn du gesehen hast, dass wir da sitzen, bist du auf uns zugerannt, hast die Tür gepackt und zugezogen. Papa und ich haben dann immer gelacht und die Tür wieder aufgemacht, und du hast gequitscht und sie immer wieder zugemacht. Eines Tages hast du wieder die Tür zugemacht, und Papa hat sich so auf den Fußboden gelegt.« Ich führte es ihm vor, schloss die Tür, drückte mein Gesicht auf den Teppich, schaute unter der Tür durch und beobachtete meinen kleinen Sohn.

»Ich weiß«, sagte Carson. Ich wusste, dass er sich daran erinnerte, denn das war ein Lieblingsspiel zwischen Charlie und Carson gewesen.

»Papa hat mit seinen Fingern unten an der geschlossenen Tür so geklopft«, erklärte ich und klopfte an die Tür. »Du bist dann auf der anderen Seite der Tür herangeschlichen und hast geschaut, was das für ein Geräusch ist, und plötzlich hat Papa seine Finger unter der Tür durchgesteckt. Und was hast du dann gemacht?«, fragte ich.

»Papas Finger gepackt!«, jubelte er.

»Schau mal, ob du meine packen kannst«, schlug ich vor. Mit der geschlossenen Tür zwischen uns spielten wir das Finger-Pack-Spiel. Carson quietschte vor Lachen auf seiner Seite der Tür. Ich war froh, dass er meine Tränen nicht sehen konnte.



Gelegentlich hatte ich immer noch Gespräche mit den Seelsorgerinnen. Ich wollte nicht für den Rest meines Lebens unbeantwortbare Fragen über Charlie mit mir herumtragen. Ich musste mich so gut wie möglich mit diesen Fragen auseinandersetzen, sie begraben wie Charlie und dann weitermachen.

Was wusste ich also?

Ich wusste, dass Charlie nicht in der Lage gewesen war, seine innersten Gefühle mitzuteilen. Ich wusste, dass er es nicht für nötig gehalten hatte, seinen Schmerz herauszulassen. Er dachte, dass er alles in sich hineinfressen und selber damit fertig werden könnte.

Obwohl wir ein schönes und erfülltes Leben mit drei Kindern führten, die er von Herzen liebte, klaffte in Charlies Herzen eine schwärende Wunde. Er tat sein Bestes, um damit fertig zu werden, doch sie war da, auch wenn wir sie nicht sehen konnten. Er konnte nicht verstehen, wieso ein Gott der Liebe solch leidvolle Erfahrungen in unserem Leben zugelassen hatte. In seinem Brief am Tag des Blutbads schrieb er, dass er es »Gott heimzahlen« wollte, dass er uns unsere Tochter genommen hatte. Wie konnten seine Gedankengänge so schwer gestört sein? Ich musste diese Frage unserem barmherzigen Gott hinlegen und sie in seinen Händen lassen.

Neun Jahre lang hatte Charlie mit dem Schmerz des Verlustes gelebt. Dieser Schmerz war wie ein Krebsgeschwür gewesen, das ihn innerlich aufzehrte. Ich war dankbar, dass er nicht mehr litt,